

Ein authentisches Bild der Epoche

Autor(en): **Schafroth, Heinz F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **63 (1983)**

Heft 12

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164048>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Antworten, die auf der Redaktion eingegangen sind, zeigen deutlich: Charles Linsmayer hat mit «Frühling der Gegenwart» einen Anstoss zur Überprüfung, zur Reflexion des schweizerischen Literatur- und Kulturlebens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gegeben. A. K.

Heinz F. Schafroth

Ein authentisches Bild der Epoche

1.

Respekt, Bewunderung für die Kompetenz und das Engagement, womit die Reihe «*Frühling der Gegenwart*» im allgemeinen und die drei Erzählbände im besonderen ediert sind, fallen leicht. Nur möchte der Editor Charles Linsmayer zu Recht anderes und mehr, – aufrufen nämlich zu einer neuen Methode des Lesens, einer, die Brücken schlägt von der Gegenwartsliteratur zurück in die Jahrzehnte, in denen sie ihre Wurzeln hat, «*ihren*», so Linsmayer, «*Anfang nahm – oder, poetisch ausgedrückt, ihren Frühling erlebte*».

Dass die Auswahl, in der diese Verwurzelung dokumentiert werden soll, gründlich durchdacht ist, scheint mir unbestreitbar. Ob ich sie auch repräsentativ finde, hängt davon ab, was ich darunter verstehe. Meine ich repräsentativ im Sinne von: möglichst vollständig, vielfältig vertreten, dann ist dies die Schweizer Literatur der ersten Jahrhunderthälfte in Linsmayers Auswahl. Wenn ich hingegen für repräsentativ das ansehen will, was (auch) qualitativ hervorsteht und Massstäbe setzt, dann wage ich «*Frühling der Gegenwart*» nicht global als repräsentativ zu bezeichnen.

Beizufügen ist allerdings, dass ich mir eine in diesem (andern) Sinne repräsentativere Auswahl auch nicht vorstellen kann. Die vorliegende gibt offensichtlich durchaus ein authentisches Bild der Epoche.

2.

Es ist bloss, was Literatur und Literaten anbelangt, kein erhebendes Bild. Das lese ich aus den so reich dokumentierten, höchst informativen Nachwörtern zu den drei *Erzählbänden* heraus. Über die wenig rühmliche Rolle,

die der Schweizerische Schriftstellerverein während der Nazizeit und des Zweiten Weltkrieges spielte, hat Alfred A. Häslers *«Das Boot ist voll»* orientiert. Das Bild, das die Nachwörter zeichnen, ist aber weit erschreckender. Es zeigt eine Herde gleichgeschalteter Schriftsteller und Kritiker, die sich einig waren in der diktatorischen Verdammung alles Ausländischen und in der selbstgerechten Kanonisierung der guten Schweizer Art. Aus Linsmayers Darstellung geht überdies hervor, dass die geistige Landesverteidigung lange vor 1930 oder 1939 begonnen hatte, dass sie seit Beginn des Jahrhunderts die herrschende Ideologie ist und zunächst Heimatkunst, dann Nationalliteratur propagierte, sich hochtrabend allen Experimenten und lebendigen Strömungen verschloss und blind war für wirkliche literarische Qualität. Wenn ich lese, was in den Nachwörtern – und wie gut belegt! – über Wirken und Einfluss der Ermatinger, Faesi, Korrodi, Bohnenblust, Guggenbühl, Moeschlin steht, dann drängen sich für mich in der Tat Revisionen auf, aber nicht in der von Linsmayer erhofften Richtung. Musil, der sich in Genf nicht zu rühren wagt und darunter leidet, dass er vom dortigen Germanisten und einflussreichen Kritiker Bohnenblust geschnitten wird (von eben diesem Bohnenblust, der – laut Linsmayer – 1939 *«mit einiger Befriedigung zurückblicken und festhalten konnte, Schweizergeist und Schweizerdichtung hätten sich seit Spitteler und Bossart weder in ihrer Tiefe noch in ihrer Weite wesentlich gewandelt»*): Ein solches Nebeneinander prägt sich ein, und es stellt sich die Frage, ob es richtig ist, auch denen ein Denkmal zu setzen, die von denselben Literaturverhinderern hochgelobt wurden, die Walser, Musil nicht zur Kenntnis nahmen und andere (wie Heinrich Mann, Brecht) ausdauernd schmähten.

Wer sich solchem Diktat nicht gefügt habe, sei ins Abseits geraten, schreibt Linsmayer, und zögert nicht, u. a. Lore Bergers Selbstmord, Zollingers frühen Tod, Emil Gerbers literarisches Verstummen während dreissig Jahren, Hohls Genfer Exil damit in Verbindung zu bringen. Und man wird zurückgehen dürfen: auch Max Pulvers Stummsein (25 Jahre), dasjenige Robert Walsers, sein und Morgenthalers und Glausers Aufenthalte in psychiatrischen Anstalten könnten damit zusammenhängen, dass es eine zugelassene und eine nicht zugelassene Schweizer Literatur gab. Und wenn einer sich nicht zum Schweigen bringen liess und eigene Meinungen vertrat, so hatte er – siehe Bühler – dafür noch Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg zu bezahlen.

Aber, auch diese Einsicht verdanke ich Linsmayer, sich der Ideologie der geistigen Landesverteidigung dienstbar zu machen (oder der Heimatkunstideologie zuvor), war eine freie Entscheidung. Wer sie getroffen hat, hatte es damals gut (Linsmayer: er wurde *«hofiert»*), und dass er *dadurch* bezüglich seines Nachruhms handicapiert ist und nicht, weil nach dem

Krieg andere literarische Ansprüche zum Tragen kamen, glaube ich nicht, hielte es aber, wenn dem so wäre, sozusagen für ausgleichende Gerechtigkeit nach vorwärts: Mit ihrer Entscheidung, sich einspannen zu lassen, hatten zahlreiche Autoren ihre Zukunft verpasst, und es war an der Zeit, dass nach dem Krieg, in den letzten zehn Jahren zumindest, jene damaligen «*Dichter im Abseits*» zum Zuge kamen.

3.

Im übrigen hege ich keine Zweifel, dass Linsmayers Sympathie und Respekt gerade jenen Abseitigen, den wenigen Nichtangepassten gehört. Er träumt, im letzten Kapitel des Nachworts zum dritten Erzählband, davon, «*was passiert sein könnte, wenn ...*» sich die Schweizer Autoren und Literaten 1930–45 (ich würde aber den Traum weiter zurückträumen, in die Jahrzehnte vorher) anders gegenüber dem Fremden und den Fremden verhalten hätten. Ich verstehe, dass er, nachdem er gegen 30 Romane und 177 weitere Prosatexte aus der ersten Jahrhunderthälfte für der Überlieferung wert erachtet hat, vor dem Fazit zurückschreckt, das sich mir nach der Lektüre der drei Erzählbände aufdrängt: dass – mit wenigen Ausnahmen – die nicht von der Doktrin Heimatkunst oder Nationalliteratur vereinnahmten Autoren die bedeutenden waren. Es war zu erwarten im Falle *Walsers*, *Morgenthalers*, *Glauzers*, dass ihre Texte aus der Fülle der versammelten hervorstechen würden. Wenn aber auch diejenigen *Pulvers*, *Looslis* (deren Romane «*Himmelsportgasse*» bzw. «*Die Schattmattbauern*» übrigens auch Höhepunkte der Romanreihe darstellen), *Lore Bergers*, *Emil Gerbers*, *Vuilleumiers*, *Claire Studers*, *Steffens*, *Paul Hallers*, *Küblers* hinsichtlich Eigenart und Qualität auffallend über dem Durchschnitt stehen, dann frage ich mich schon – zaghaft, meinerwegen! –, ob nicht die Unvereinnahmbarkeit Voraussetzung für eben diese Qualität und Eigenart war.

Und wenn «*die ausgleichende Gerechtigkeit nach rückwärts*», die das Unternehmen «*Frühling der Gegenwart*» mit motiviert hat, darin besteht, diesen (und einigen anderen, an dieser Stelle übergangenen) Autoren und Texten zu einem Platz in der Gegenwart zu verhelfen (den sie in ihrer Zeit ja alle nicht hatten, weil sie Schweizer Literatur nicht repräsentieren mochten oder konnten), dann hat die Reihe und haben die drei Erzählbände ihre Funktion, und spielt es keine Rolle, dass für einige dieser Autoren die Rehabilitierung bereits an anderer Stelle vorangetrieben wird oder (von Fringeli z. B.) schon lange vorher gefordert worden ist.

Was aber soll diese Gerechtigkeit im Falle der Huggenberger, Heer, Zahn, Knittel, von Tavel – Bestseller-Autoren ihrer Zeit und bis in die Büchergestelle unserer Eltern hinein? Und was gibt es hinsichtlich der

Balzli, Josef Reinhart, Simon Gfeller, Lienert zu rehabilitieren, die sich bis heute in den Primarschullesebüchern austoben dürfen? Oder die Damen Dutli-Rutishauser, Böhm, Tribelhorn-Wirth, Frohnmeier, die unsere Vorstellung von Jugendliteratur so gründlich zu Schaden kommen liessen –, wie gelangen sie zu der Ehre, ein Stück Frühling der Gegenwartsliteratur zu repräsentieren? Und Faesi, Moeschlin, Guggenbühl, Fortunat Huber – bin ich bloss voreingenommen, wenn ich auf Grund dessen, was ich in den Erzählbänden von ihnen lese, schliesse, sie hätten so geschrieben, wie sie waren und sich aufführten in ihrer Funktion als Vermittler der Literatur ihrer Jahre?

Streckenweise kam es mir beim Lesen der Erzählbände (die Romane kenne ich nur zur Hälfte, möchte die Reihe deshalb nicht in mein Urteil einbezogen wissen) schon vor, als ob längst gebannt geglaubte Gespenster (im Verein mit einigen bislang unbekanntem – Bratschi, Marti, Odermatt, Diebold, Saladin) revitalisiert werden sollen, und die Gerechtigkeitsvorstellung, die bei der Auswahl ihrer gespenstischen Texte zum Tragen kam, ist mir nicht nachvollziehbar. Sie geht auch nicht auf, wenn ich sie in Zusammenhang mit den heutigen Autoren prüfe, annehme, die früheren seien ihnen gegenüber benachteiligt gewesen. Aus Linsmayers Nachwort zum zweiten Erzählband geht eher das Gegenteil hervor: Den Autoren zumindest der ersten drei Jahrzehnte des Jahrhunderts standen Verlage und sonstige Publikationspodien in einer Fülle zur Verfügung, von der die heutigen nur träumen können; «*das Bild eines unerhört reichen literarischen Lebens*» dokumentiert Linsmayer für die Zeit vor und nach 1920. Und wenn auch die materiellen Bedingungen für die Schriftsteller, die nicht auch journalistisch tätig waren, ebenso wenig ideal gewesen sein dürften wie für die heutigen, so steht doch in den Kurzbiographien bei auffallend vielen die Berufsbezeichnung «*freier Schriftsteller*», und die meisten von denen lebten offensichtlich nicht in Walserschen Dachkammern oder Hohlschen Kellern. Das wird ihnen weiss Gott auch niemand im nachhinein übelnehmen. Nur die Überlegung, dass «*die ausgleichende Gerechtigkeit*» in diesem Sinne gemeint sein könnte, funktioniert dann auch nicht. Wahrscheinlich die Sache mit dem «*Frühling der Gegenwart*» überhaupt nur bedingt: Wenn sich Schweizer Autoren von heute auf Vorgänger und Vorbilder berufen, dann wohl vor allem auf solche, die damals in der Schweiz nicht zum Zuge kamen; mit dem, was ein Walser, Glauser, Morgenthaler, Pulver, die «nicht zugelassenen» Schweizer Autoren, aber auch die nicht beachteten oder verbannten Ausländer Musil, Döblin, Heinrich Mann schrieben, hat die Schweizer Gegenwartsliteratur doch wohl zu tun, und nicht, oder nur ausnahmsweise, mit dem, was in der ersten Jahrhunderthälfte Schweizer Literatur repräsentierte. Gewiss braucht deshalb nicht

alles andere dem Vergessen anheimzufallen. Vieles aber von dem, was «*Frühling der Gegenwart*» ihm entreissen will, hat dort, im Vergessen eben, seinen Platz.

Hermann Burger

Zwei Klimas, nicht zwei Jahreszeiten

Der Begriff der «*ausgleichenden Gerechtigkeit nach rückwärts*» stammt aus einer Radiodiskussion im Magazin «*Reflexe*», in der das editorische Unternehmen Charles Linsmayers diskutiert wurde. Ich meinte damit in etwa, dass es einer publikationsfreudigen, ja publikationswütigen Epoche – wir leiden heute gewissermassen unter einem allgemeinen Rezeptionismus – ein Verdienst des Herausgebers sei, wenn er Autoren, die zur Zeit ihres Schaffens im Schatten grosser Literaturrepräsentanten standen, postum ein breiteres Leserpublikum erobere. Allerdings wäre dann die Aufnahme eines Romans wie Ernst Zahns «*Albin Indergand*» kaum zu rechtfertigen, denn der Bahnhofbuffetdichter von Göschenen erzielte höhere Auflagen als Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer.

Die Reihe verfolgt noch ein anderes Ziel: sie versucht, das Bild der Schweizer Literatur in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu ergänzen, Lücken zu schliessen, so dass man zu Recht – in einer etwas unglücklichen Metapher – vom «*Frühling der Gegenwart*» reden kann. Dies würde konkret heissen, dass heutige Autoren der mittleren Generation, E. Y. Meyer, Reto Häny, Gertrud Leutenegger, in der Nachfolge einer Elisabeth Gerter, eines Carl Albert Loosli, eines Paul Ilg oder Heinrich Federer stünden, dass sie, um in der Jahreszeiten-Metaphorik zu bleiben, nun herbsten, als Ernte einbringen können, was jene gepflanzt.

Als Autor darauf angesprochen, kann ich nur sagen: es trifft in meinem Fall nicht zu. Der umstrittenen Frage «*Gibt es einen Schweizer Roman?*» wäre jene andere anzugliedern: Gibt es eine Schweizer Schule? Lernt die nachfolgende bei der vorangegangenen Generation das Handwerk des Schreibens, profitiert sie von einem literarischen Klima? Das Netz der Beeinflussungen und Gefolgschaften ist international, und es hält sich auch nicht an die Kriterien «berühmt» oder «vergessen», sondern beruht auf Entdeckungen, Wahlverwandtschaften. Otto F. Walter lernte bei Faulkner,